

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzbeschriftung 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 3721.

## Tageskalender.

Die Schlußabstimmung über das junckerlich-pfälzische Wahlrechtsmonstrum war vom Seniorentenent des preussischen Dreiklassenhauses auf den 12. April angelegt worden.

In Berlin und Frankfurt a. M. wurden am Montag mehrere Wahlrechtsdemonstrationen zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt.

In verschiedenen preussischen Orten wurden am vergangenen Sonntag Wahlrechtsdemonstrationen veranstaltet.

Die vom Reichstag einzusetzende Kommission zur Vorberatung der Reichsversicherungsordnung wird voraussichtlich nach der Vertagung des Parlaments weiter verhandelt.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus kam es gestern zu blutigen Schlägereien, bei denen der Ministerpräsident und der Landwirtschaftsminister erheblich verletzt wurden.

Das italienische Kabinett Sonnino hat demissioniert.

## Die russisch-österreichische Annäherung und die Balkanlage.

Gerade ein Jahr nach dem Zusammenbruch des russischen Bluffpolitiks auf dem Balkan wird der Welt das Ende der österreichisch-russischen Spannung gemeldet. Ein kurzes Communiqué und sieben erläuternde russische Dokumente geben einen Einblick in die Gründe, die es ermöglichten, daß in den letzten zwei Wochen immer wieder in der Presse behauptet wurde, die Anknüpfung direkter Beziehungen zwischen Wien und Rom, die in dem letzten Jahre fehlte, werde auch in Zukunft ausbleiben. Rußland ging es um eine Entente aller an der Balkanpolitik interessierten Großmächte, die den auf dem Balkan bestehenden Zustand garantieren würde. Dies hielt die österreichische Diplomatie für eine ungebührliche Zumutung. Sie betrachtete nämlich die Beteuerung, daß Österreich den jetzt bestehenden Zustand auf dem Balkan nicht stören wird, als gleichbedeutend mit einem Zugeständnis, als ob Österreich in der letzten Zeit den Zustand auf dem Balkan gestört habe, oder dies zu tun im Begriffe sei, und erst jetzt, unter dem

Einflusse Rußlands, davon Abstand nehme. Dazu wollte sich die österreichische Diplomatie nicht hergeben. Graf Lehrenthal zog es vor, dies ausdrücklich zusammen mit Bethmann-Hollweg in dem Communiqué, das während seines Berliner Aufenthaltes ausgegeben worden war, zu versichern. So mußte schließlich Rußland als der schwächere Teil nachgeben. Es gibt seinen Gefühlen nur dadurch Ausdruck, daß es die Dokumente über die Verhandlungen veröffentlicht und so seinen Partner etwas anzuschwätzen sucht.

Das Communiqué der Petersburger Regierung und die Stimmen der Wiener Presse schienen die Bedeutung der Verständigung in ein ganz klares Licht. Sie hat zu keinem direkten Abkommen über die Balkanverhältnisse geführt, sondern zunächst die normalen Verhältnisse zwischen beiden Staaten wieder hergestellt, was nicht ohne eine gewisse Bedeutung ist. Der Zustand, daß zwei Nachbarmächte, die beide immer wieder ihre Hände in den Balkanhändeln haben, untereinander nicht verfehren, konnte leicht aus kleinen Ursachen einen Brand entfachen. Weil beide ihn vermeiden wollten — Rußland ist schwach und könnte ihn mit einer neuen Revolution büßen, Österreichs Imperialismus will eine Karenzzeit zum Erstarren gewinnen —, so mußte es trotz der persönlichen Verfeindung Lehrenthals und Tswolstis zu einer Verständigung kommen. Sie kam zustande — wie die Wiener Neue Freie Presse erklärt — auf den Wunsch des Zaren, dem so das Zitterlein in die Beine gefahren ist, daß er vor dem Blutvergießen auf einmal Absteigen bekam.

Die Verständigung führte zu keinem Abkommen, in erster Linie aus Rücksicht Österreichs auf die Türkei. Seit der Verständigung mit der Türkei über die Annexion Bosniens und der Herzegowina spielt sich Österreich als der spezielle Gönner der Türkei auf. Dies Verhältnis zur Türkei wird bestimmt einmal durch den Wunsch, die Türkei möge die Erstarkung der Balkanstaaten hemmen, und zweitens durch das Verhältnis zu Deutschland, das mit der Türkei „befreundet“ ist. Ein Abkommen mit Rußland könnte sich aber neben der Frage vom Verhältnis Österreichs zu Serbien — und auch in dieses Verhältnis möchte sich Österreich nichts von Rußland dreinreden lassen — nur auf die Verhältnisse in Mazedonien beziehen. Das wollte Österreich auf jeden Fall vermeiden, erstens weil es sich bei der Schwäche Rußlands durch nichts ihm gegenüber zu binden brauchte, und dann, weil es die Türkei nicht kränken wollte. Dieses letzte Moment unterstreicht die Wiener Presse mit einer solchen Emphase, daß sie den Eindruck erweckt, als ginge es in Österreich mehr um den ersten Punkt. So schreibt z. B. das Neue Wiener Tageblatt: „Die Notwendigkeit eines solchen Abkommens gehört vergangenen Perioden an, da

es galt, sich in Sachen, welche die alte, kranke Türkei angingen, förmlich zu der gemeinsamen Kuratelführung zu einigen.“ Jetzt aber — versichert begeistert das demokratische Reptil — sei die Türkei nicht nur stark, sondern sie regiere Mazedonien europäisch! In derselben Zeit, wo in der diplomatischen Hergelei diese Verständigung gebräutet wurde, fand der Besuch des bulgarischen Königs in Petersburg statt. An demselben Tage, wo das Communiqué über die Verständigung veröffentlicht wird, fährt der blutige Peter von Serbien nach Petersburg, um von dem blutigen Volksmörder auf dem Thron der Romanows vor Europa rehabilitiert zu werden. Die österreichische Presse sah zur Zeit der momentanen Stockung in den Verständigungsverhandlungen diese Reisen als ein Prestitemittel Rußlands an. Rußland wolle zeigen, daß es noch über einen Einfluß auf dem Balkan verfüge, zeternten die deutsch-österreichischen Patrioten. Jetzt mißt die Wiener offiziöse Presse diesen Befuchen keine Bedeutung bei, um in den Freudenwein der Verständigung nicht den bitteren Bitterweins des Mißtrauens zu mischen. Trotzdem aber beweisen diese Reisen, daß der Zarismus trotz so vieler Niederlagen sich nicht vom Balkan zurückziehen will. Und dies ist sehr erklärlich. Die völlig fruchtlose innere Politik der russischen Konterrevolution kann nicht auf den Schein verzichten, daß sie wenigstens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik noch Trümper hat, daß, wenn sie auch heute immer wieder übers Ohr gehauen wird, sie die Saaten für die Zukunft ausstreut. Und diese Bluffpolitik wenn sie auch eine noch gründlichere Blamage des Zarismus vorbereitet, ist ein weiteres Moment der Beunruhigung auf dem Balkan: ihr Resultat wird sein, daß Bulgarien in nächster Zukunft in Paris eine Anleihe bekommt, die es für weitere Rüstungen verwenden wird. Und je mehr Bulgarien militärisch erstarbt, desto größer die Möglichkeit eines bulgarischen Vorkurses gegen die Türkei in Mazedonien. Denn nur die militärische Übermacht der Türkei, die jetzt über 300 000 Mann europäischer ausgerüsteter Soldaten verfügt, hält Bulgarien in Schranken.

Diese Bedeutung der Pilgerfahrten Peters und Ferdinand hat die türkische Regierung — wie die Stimmen der türkischen Presse zeigen — wohl erkannt und darum dirigiert Rußland seine Schützlinge von Petersburg direkt nach Konstantinopel. Der bulgarische König zieht heute in die Hauptstadt der Türkei ein und der serbische folgt ihm bald. Die auf das Schwert sich stützenden Jungtürken sind zwar Realpolitiker — freilich ist das Schwert nicht die einzige „reale“ Macht, und an seiner Unzulänglichkeit werden sie vielleicht einmal untergehen —, aber wie mangelhaft auch ihre Realpolitik sein mag: den Sentimentalitäten der Balkanmajestäten wird sie schon

## Seuilleton.

### Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Eingl. berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Kempfle.

Hier in dem altersschwachen und langsam absterbenden, vergessenen Städtchen, das sonnendurchglüht in der lautlosen Mittagshitze schlummerte, saßen die beiden seltsamen Männer, der eine ein geborener Dichter, der andre ein solcher durch Erziehung und Bildung, dumpf brütend vor leeren Weingläsern. Träumer beide und verstummt in dem Schweigen ringsum, einsam und in sich gefehrt, krankhaft überreizt, nicht im Einklang mit ihrer Welt, unverstanden von ihrer Zeit, dem zu Ende gehenden Jahrhundert, suchten sie, mit wirren Händen im Dunkel des Jertums tastend, nach dem Wunder. Die nur hin und wieder von leisem Taubengedrurr und Bienengesumm unterbrochene Stille war so tief, daß das Keuchen und Pfauen einer in dem fernen Bonneville-Bahnhof Wagen umflehenden Lokomotive deutlich vernehmbar bis zu den beiden Träumern drang.

Es war wohl dieses mitsöhnende Geräusch, das Presley endlich aus seinem dumpfen Träumen riß. Die beiden Freunde erhoben sich, riefen den schlaftrunkenen Solotari heran und zahlten für ihr Mahl. Dann traten sie hinaus in die sengende Glut und folgten, nachdem sie die Straßen des Städtchens durchwandert hatten, dem in nördlicher Richtung über eine Ecke von Dyles Hopfenfeldern führenden Landweg. Ihr Ziel waren die Hügel in dem nordöstlichen Zipfel von Luten Sabe. Ebendorthin war Presley damals gewandert, als er Banamee zum ersten Male wieder sah, wie er die Schafe hütete. Dieser einen weiten Bogen beschreibende Umweg war Presleys Lieblings-spaziergang, und er wollte, daß Banamee sein Vergnügen daran teile.

Sie hatten bald Guadaluja im Rücken und durchquerten jetzt das von Dyle gekaufte Land, auf dem er seine großartige Hopfenernte zu erzielen gedachte. Dyles neues Heim, ein sehr freundliches, weißgetünchtes Landhäuschen mit grünen Fensterläden und breiter Veranda, war ganz in der Nähe; dicht daneben erhoben sich zwei große, noch im Bau begriffene Speicher zur Aufbewahrung der Ernte und noch ein weiteres Gebäude, in dem der Hopfen getrocknet und geschwefelt werden sollte. Ueberall sah man, daß der frühere Lokomotivführer schon fleißig gearbeitet hatte. Der Boden war für das Auspflanzen vorbereitet, und unzählige, durch ein Gewirr von Drähten und Schnüren verbundene Hopfenstangen ragten hoch in die Luft. An einer Biegung des Weges stießen die beiden Wanderer auf Dyle, der einen mit neuen Hopfenstangen beladenen Farmwagen lenkte. Er war in Hemdsärmeln, die er bis über die Ellbogen aufgerollt hatte; seine schneidigen behaarten Arme waren schweißglänzend und rot vom Sonnenbrand. Mit seiner wie tiefer Glodenton dröhnenden Stimme rief er dem Vormann und einem jungen Burschen, die von Stange zu Stange Verbindungsdrähte zogen, gerade etwas zu. Die beiden Freunde erblickten und sie gutgelaunt begrüßen, war eins bei ihm. Er redete sie mit „Jungens“ an und bestand darauf, daß sie mit ihm nach Hause fahren und dort ein Glas Bier trinken sollten. Seine Mutter wäre erst gestern von Marysville zurückgekommen, wo sie ein Seminar für das Kleingewerbe besucht hätte. Sie würde sich ungeheuer freuen, die beiden „Jungens“ zu sehen; und dann müßte sich Banamee doch auch überzeugen, wie das Kleingewerbe, seit er es zum letzten Male gesehen hätte, gewachsen wäre. Er würde das kleine Ding von damals kaum wiedererkennen — ja, und das Bier läge seit heut früh auf Eis. Presley und Banamee konnten nicht gut ablehnen.

Sie kletterten in den Wagen und holperten über das unebene Feld durch den fahlen Wald von Hopfenstangen nach dem Hause. Dort unten fanden sie Frau Dyle, eine alte Dame mit sehr liebem Gesicht, die eine Haube und über ihrem Reisrock ein äußerst altmodisches Kleid trug; sie staubte gerade den in einer Ecke des Parlours (Besuchs-

zimmers, gute Stube) stehenden Nipptisch ab. Dyle stellte ihr seine Freunde vor und holte dann das eisgekühlte Bier.

„Mutter,“ sagte er, und wuschte den Schaum von seinem großen blonden Bart, „ist denn Sid nicht irgendwo in der Nähe? Herr Banamee soll sehen, wie sie gewachsen ist, 's ist das gescheiteste Kleingewerbe in ganz Tulare County, Jungens. Das ganze „Eingeschnitt“ kann sie vom Anfang bis zum Ende herfragen, ohne etwas auszulassen oder ins Buch zu gucken. Vielleicht glaubt ihr das nicht! Mutter, ist's nicht so — ohne eine Zeile auszulassen, wie?“

Frau Dyle nickte bestätigend und setzte den Herren auseinander, daß Sidney in Guadaluja wäre. Sie hätte gestern morgen, als sie ihre neuen Pantoffelchen zum ersten Male anzog, ein Zehncentstück in jedem gefunden und keine Ruhe gelassen, bis sie das Geld ausgegeben durfte.

„Auf Lakrigen für ihr Lakrigenwasser?“ fragte Dyle mit wichtiger Miene.

„Ja wohl,“ erwiderte Frau Dyle. „Ehe sie ging, mußte sie mir sagen, was sie sich kaufen wollte — es waren Lakrigen.“

Trotz des Einspruchs seiner Mutter, die behauptete, er sei närrisch und Herren wie Presley und Banamee kümmernten sich nicht viel um „kleines Volk“, bestand Dyle darauf, daß Sidneys Schönschreibhefte gezeigt wurden. Sie waren denkwürdige Beispiele sorgfältiger, mühsamer Genauigkeit; von Seite zu Seite wiederholten sich mit ermüdender Beharrlichkeit die abgedroschenen Ruhm- und Lobworte und zum Gebrauch fertigen Denkprüche von Philanthropen und politischen Schriftstellern. „Nach ich bin ein amerikanischer Bürger, S. D.“, „Wie das Reis gebogen ist, neigt sich der Baum.“, „Die zu Boden getretene Wahrheit erhebt sich immer wieder.“, „Gebt mir Freiheit oder gebt mir Tod.“, und zu guter Letzt, zwei sonderbare Eindringlinge unter den verwachsenen, abgetragenen Redensarten, kamen die beiden Lösungen: „Mein Wahlprüf — Desentlichte Aufsicht für öffentliche Gerichte“ und „Die P. und S. W. ist die Feindin des Staates“.

(Fortsetzung folgt.)